



# Leseprobe

Johanna Laurin

## **Die Liebenden von Nizza**

Ein berührender  
Liebesroman über große  
Gefühle, Mut, Freundschaft  
und Gerechtigkeit

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 15,00 €



---

Seiten: 480

Erscheinungstermin: 09. Mai 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

## Originalausgabe

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich  
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

### I. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2021 by Johanna Laurin

Copyright © dieser Ausgabe Mai 2022

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Michael Gaeb

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: GettyImages/StockByM; GettyImages/aletheia97;

FinePic®, München

CN · Herstellung: ik

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-20634-6

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

## PROLOG

Villefranche, Frankreich, Juli 1929

Als er das junge Paar den Pier entlangschlendern sah, wusste er gleich, dass diese beiden sein Motiv für den heutigen Abend sein würden. Obwohl er malte, seit er denken konnte, waren diese Momente selten, diese klaren, hellen Augenblicke, in denen er seinen Pinsel am liebsten in Sekundenschnelle über die Leinwand tanzen lassen wollte, weil er das Bild so deutlich und in all seiner Schönheit und in seinen Farben vor sich sah.

Die Sonne stand schon tief am Horizont und brannte glutrot über den Hügeln, die brütende Hitze des Tages legte sich langsam, ein sanfter, lauer Wind wehte vom Meer herüber, kündigte die Nacht an, die sich bald dunkel und geheimnisvoll über das glitzernde Wasser legen würde.

Er hatte sich den ganzen Tag in den Hügeln oberhalb der Ortschaft aufgehalten, hatte an seinem Lieblingsplatz gesessen, zwischen sattgrünen Pinien und duftenden Lavendelhainen, mit Blick auf das azurblaue Meer, das schaumgekrönte Wellen gegen das Ufer schlug, und das felsige, verwunschene Cap Ferrat. In seinem Rücken die hügelige Landschaft des Hinterlands von Nizza und die Bergdörfer Èze und Gourdon, die wie kleine Adlerneste auf den Berggipfeln thronen.

Nun war er mitsamt seinen Pinseln, seiner Palette und Leinwand ins Dorf hinabgestiegen, hatte sich in Strandnähe inmitten des abendlichen Trubels auf einer Bank niedergelassen, in einer dieser bunten engen Gassen, die Villefranche so lebendig machten.

Der Mann und die Frau, die ihm schon von Weitem aufgefallen waren, spazierten dicht am Ufer. Sie hielten sich an den Händen, schauten sich immer wieder an, blieben ab und an stehen, schauten zum Horizont, zogen sich die Schuhe aus und liefen auf nackten Sohlen ein paar Schritte ins Wasser, lachten, küssten sich.

Die Frau war jung, hatte blondes, kinnlanges Haar und trug ein rotes Kleid, ihr Gang war grazil wie der einer Ballerina. Es war möglich, dass er sie schon einmal gesehen hatte, irgendwo in Nizza, auf einer Vernissage oder im Café du Jardin, in dem er mit seinen Künstlerfreunden ein und aus ging. Aber sicher war er sich nicht. Er war nicht gut im Erinnern von Gesichtern, was eigenartig war, wenn man bedachte, dass er tagtäglich Porträts malte.

Der Mann war dunkelhaarig und trug eine weite Hose mit Hosenträgern und ein weißes Hemd. Sie waren ein schönes Paar, eines dieser Paare, bei denen er unvermittelt hinsehen musste, deren Anblick ihn kurz an das eigene, schon lange vergangene Glück denken ließ, an unbeschwerte Momente der Jugend, in denen nichts zählte außer der Liebe.

Der Mann war nur ein kleines Stück größer als die Frau und legte manchmal den Arm um ihre Hüfte. Sie wirkten vertraut und hatten doch diese spielerische Art, miteinander umzugehen, wie man sie von Frischverliebten kennt. Es war wirklich etwas Besonderes an diesem Paar, das der Maler selbst nicht ganz fassen konnte. Es war eine bestimmte Aura, die sie umgab, als würde alles um sie herum in einem besonderen Glanz erstrahlen.

Als sie näher kamen, fasste er sich ein Herz, erhob sich und ging auf sie zu. Sie waren erst überrascht von seinem Angebot. Doch dann schauten sie sich an, und er erkannte, dass sie sich ohne Worte verstanden, dass sie schon mehr zusammen erlebt

hatten als andere junge Paare, Erlebnisse, die sie zusammengeschweißt, die sie nicht gebrochen, sondern gestärkt hatten.

Kurz darauf standen die beiden vor seiner Staffelei. Und als er begann, die ersten Striche zu malen, spürte er, dass dieses Doppelporträt keinem seiner Bilder glich, die in seinem Atelier standen. Das Paar und die Gefühle, die sie verbanden, wollte er auf eine ganz besondere Art einfangen. Also bat er die Frau und den Mann, sich ein Stück voneinander entfernt zu positionieren, als würden sie sich erreichen wollen, es aber nicht schaffen. Drei Bilder sollten es werden, das stellte er sich vor. Ein Triptychon, das alle Facetten des Lebens und der Liebe zeigte, ein Kunstwerk, das einfiel, was Worte nicht beschreiben konnten. Wie sehr hoffte er doch, all das, was in seinem Kopf herumschwirrte, auf die Leinwand bringen zu können.

Das erste Bild sollte nur die Frau, ihre Sehnsucht, ihre Zu-neigung, ihre Verbundenheit zu dem Mann darstellen. Wie sehr sie sich nach ihm verzehrte. Sie wirkte offen und fröhlich, und wunderschön, aber es war nicht nur das. Ihre Gestik, ihre Mimik zeigten Anmut, aber auch Stärke und Tapferkeit. Und in seinem Kopf hatte er plötzlich das Bild einer Kämpferin, die sich unerbittlich für das Gute einsetzte.

Dann nahm er eine zweite gespannte Leinwand zur Hand und stellte sie auf die Staffelei. Nun malte er den Mann, der trotz seiner offenen Art verschlossener, in sich gekehrter wirkte, seine Leidenschaft zurückhaltender zeigte. Und doch konnte er auch bei ihm das Besondere, das Intensive, das Ungewöhnliche einfangen, seinen stechenden Blick, sein erhabenes Kinn, das von großer Willenskraft zeugte. Er verwendete Farben, die er in dieser Kombination noch nie verwendet hatte, um das innere Feuer einzufangen, das den Mann umgab.

Die Pinsel des Malers flogen nur so über die Leinwände, er

war wie in Trance. Er spürte sein Herz wild in seiner Brust klopfen, merkte, wie sich Schweiß auf seiner Stirn bildete. Vielleicht würde er es tatsächlich schaffen, vielleicht würde es ihm gelingen, ein Werk zu schaffen, von dem er schon immer geträumt hatte.

Als er fertig war, fragte er die beiden, ob sie am nächsten Tag wiederkommen könnten, denn er würde gern ein drittes Bild erschaffen. Dieses sollte sie endlich vereint zeigen.

Die drei Bilder würden die Liebe der beiden widerspiegeln. Drei Bilder, die das Glück, die Wehmut und die Zuversicht darstellten, die er selbst spürte, während er sie malte.

Liebe trotz aller Widrigkeiten, Zusammenhalt trotz stürmischer Zeiten, Innigkeit und Hoffnung.

Drei Bilder, die alles verändern würden.

# KAPITEL I

Nordstrand, April 2019

Es war spät geworden.

Ich rieb mir die Augen und gähnte. Obwohl ich todmüde war, sträubte ich mich dagegen, ins Bett zu gehen, denn dort warteten nur noch düstere Gedanken auf mich. Nun saß ich schon seit ein paar Stunden auf meiner Couch, eine Wolldecke über den Beinen und eine Tasse Tee vor mir auf dem Tisch, einzig eine kleine Messinglampe spendete schwaches Licht.

Ich legte das Buch, in dem ich gelesen hatte, zur Seite und schaute nach draußen. Wie stockfinster es hier nachts war. In der Ferne hörte ich die Nordsee rauschen, eine Möwe kreischte gegen den Wind an.

In der Stadt, in der ich zuvor gelebt hatte, waren Licht und Lärm überall gewesen. Ständig war ich umgeben von Hektik und Geschäftigkeit. Ich hatte es gemocht, hatte mir nie vorstellen können, woanders zu wohnen. Vielleicht kam mir deshalb in Nordstrand alles so unwirklich vor. Die Ruhe, die Abgeschlossenheit, die Einsamkeit. Ich war so fern von allem, was früher mein Leben ausgemacht hatte, dass es fast unheimlich war.

Ich schaute zur alten Kuckucksuhr, die über dem Esstisch an der Wand hing. Es war kurz vor zwei. Wollte ich noch ein bisschen Schlaf bekommen, müsste ich wohl langsam ins Bett gehen.

Als ich aufstand, hob Frida kurz schläfrig den Kopf und sah mich mit ihren treuen Hundeaugen an, fast als wolle sie mich fragen, ob ich nun tatsächlich von ihr erwartete, dass sie in ihr

Körbchen am Fuße meines Betts trotten sollte. Offenbar fand sie das Schafsfell vor dem Kamin bequemer. Ich beugte mich zu ihr hinunter und kraulte Frida hinter den Ohren, woraufhin sie glücklich brummte. Seit knapp einem Jahr war die Französische Bulldogge mit dem hellen Fell und den rabenschwarzen Augenringen bei mir, seitdem war sie kaum von meiner Seite gewichen. Von ihren früheren Besitzern war sie im örtlichen Tierheim abgegeben worden, weil sie an Arthrose litt. Meine Nachbarin und Freundin Eva, die ehrenamtlich im Tierheim arbeitete, hatte mir von der betagten Hündin erzählt und mich gefragt, ob ich sie vielleicht aufnehmen wolle. »Dann hast du bei deinen einsamen Strandspaziergängen eine Begleiterin«, hatte sie augenzwinkernd gesagt. Ich hatte mich erst gesträubt, aber als ich Frida das erste Mal besuchte und sie mich fragend ansah, war es um mich geschehen. Wegen des rabenschwarzen Fells rund um ihre Augen hatte ich sie nach Frida Kahlo benannt, deren Bilder ich früher immer sehr gemocht hatte. Früher, in einem anderen, einem fernen Leben. Es kam mir vor, als wäre es eine halbe Ewigkeit her.

»Es ist Zeit, schlafen zu gehen«, flüsterte ich leise, woraufhin Frida langsam ihr Hinterteil nach oben streckte und dabei noch herzhafter gähnte als ich vorhin.

Ich richtete mich wieder auf und warf einen letzten Blick nach draußen. Der Leuchtturm, der einige Kilometer weiter am Ende der Hafenmündung stand, schickte seine Lichtzeichen auf das tiefschwarze Meer. Ich musste daran denken, wie mein Vater mir und meiner Schwester Lara das Rudern beibrachte, obwohl meine Mutter meinte, dass wir noch viel zu klein dazu wären. Wassersport war von jeher eine große Leidenschaft meines Vaters, und man merkte ihm an, wie aufgeregt er war, als er seine Begeisterung endlich mit seinen Töchtern teilen konnte. Lara war von Anfang an ein Naturtalent gewesen, wohingegen ich mich schwe-



rer tat. Das tiefe Wasser, die unhandlichen Ruder, das wackelige, rutschige Boot, all das machte mir noch ziemlich Angst. Doch mein Vater gab nicht auf, und schon bald saßen Lara und ich allein in unserem kleinen Boot und durften ein Stück hinausrudern. Unsere Eltern hatten uns erlaubt, bis zur anderen Seite des Hafens zu paddeln, um dann schnurstracks umzukehren. Aber Lara hatte andere Pläne gehabt, wie immer. Sie wollte bis zum Leuchtturm, was bedeutete, den Hafen zu verlassen. Und das hatte unser Vater streng verboten. Ich versuchte, Lara davon abzuhalten, hatte aber keine Chance. Hatte meine Schwester sich etwas in den Kopf gesetzt, war sie kaum davon abzubringen. Sogar als wir draußen auf der See in unserem schwankenden Boot hockten und der Wind mit voller Kraft blies, war sie noch guter Dinge. Dann aber trieben wir langsam, aber sicher hinaus aufs offene Meer, und selbst meiner unerschrockenen Schwester wurde mulmig zumute. Der Wind hatte gedreht, und wir schafften es nicht mehr, gegen ihn anzurudern. Sosehr wir uns auch bemühten, es gelang uns nicht, das Boot unter Kontrolle zu bekommen. Ich war inzwischen von blanker Panik erfasst und konnte kaum noch klar denken.

Doch auf einmal, ganz plötzlich, schien Laras Angst wie fortgewischt. Sie setzte sich gerade auf, und ihr Blick hatte etwas Entschlossenes. »Ich bring uns jetzt an Land«, sagte sie, und es klang ein bisschen wie aus einem Film, in dem die Hauptfigur am Ende die Menschheit vor dem Untergang rettet. Mit beiden Händen packte sie in einem windstillen Moment die Ruder, drückte sie mit aller Kraft von sich weg, um sie dann schnell heranzuziehen. Nach und nach hörte ich auf zu zittern, merkte, wie meine nass geschwitzten Hände mir wieder gehorchten und ich Lara helfen konnte, unser Boot auf den richtigen Kurs zu bringen. Wenig später waren wir an Land. Unsere Eltern erfuhren

nie davon, es blieb unser Geheimnis, wie so vieles, was wir zusammen erlebt hatten.

Ich wischte die Tränen fort, die mir über die Wangen liefen, ging ans Fenster und zog die Vorhänge zu.

Am nächsten Morgen wurde ich von Frida geweckt, die mein Bett umrundete wie ein hungriger Wolf. Kurz dachte ich daran, mich noch einmal umzudrehen und ihre vorwurfsvollen Schnauf-laute zu ignorieren, wusste aber, dass das wenig Aussicht auf Erfolg versprach. Außerdem musste ich mich wohl oder übel um ein paar Dinge kümmern. Also kletterte ich aus dem Bett, füllte Fridas Napf und stellte die Kaffeemaschine an. Während ich unter der Dusche stand, überlegte ich noch mal, was ich heute alles tun musste. Zunächst ein paar Rechnungen bezahlen, aber auch kurz ins Dorf, um im Krämerladen das Lebensnotwendige für Frida und mich zu besorgen. Neben dem Lebensmittelgeschäft, das einzige weit und breit, gab es noch ein Fischrestaurant, einen Imbiss, einen Souvenirshop, einen Blumenladen und ein Hotel samt kleinem Café, das sich am alten Hafen am Rande der Ortschaft befand. Allzu viele Touristen verirrt sich nicht an die Nordsee zu dieser Jahreszeit, im frühen Frühling. Frida und ich genossen deshalb unsere Streifzüge durch das einsame Watt und über die Salzwiesen.

Ich stieg aus der Dusche, wickelte mich in ein Handtuch und lief barfuß in die Küche. Der Kaffee war inzwischen durchgelaufen, und ich schnappte mir einen Becher, in den ich großzügig Kaffee und Milch goss. Als ich die Milch zurück in den Kühlschrank stellte, fiel mir die Einladung auf, die mit einem Magneten an der Kühlschranktür befestigt war. Der fünfundsechzigste Geburtstag meiner Mutter. In vierzehn Tagen. Ich stöhnte innerlich. Erschrocken stellte ich fest, dass ich auf die Einladung noch

nicht reagiert hatte. Meine Mutter wusste nicht einmal, ob ich kommen würde. Das hatte sie nicht verdient. Aber es fiel mir schwer, zur Tagesordnung überzugehen, nach allem, was geschehen war.

Ich ging zur Verandatür. Es hatte in der Nacht geregnet, jetzt war es stürmisch. Der Wind peitschte Sandkörner und Kiesel über die Veranda, das Schilfrohr bog sich unter einer besonders heftigen Böe, und heruntergefallene Äste lagen auf dem Kiesweg vor meinem Haus. Missmutig sah ich zum Schreibtisch, auf dem die leidigen Rechnungen lagen. Etwas widerwillig zog ich mir Jeans und Pullover über, setzte mich an den Tisch, schaltete meinen Computer an und öffnete mein E-Mail-Postfach. Es schien nichts Wichtiges dabei zu sein. Ich löschte ein paar Newsletter und scrollte durch einige Einladungen zu Ausstellungseröffnungen. Gerade wollte ich das Postfach schließen, als ich eine Nachricht bemerkte, die schon älter war. Von einem Adam Gold. Der Name sagte mir nichts. Ich klickte dennoch auf die Nachricht und begann zu lesen:

*Sehr geehrte Frau Dr. Hauser,  
mein Name ist Adam Gold, ich bin Rechtsanwalt bei Falkner,  
Spielmann und Stein in Genf. Unsere Kanzlei ist spezialisiert  
auf Raubkunst, und gerne würden wir in einem besonderen Fall  
Ihre Expertise in Anspruch nehmen. Unsere Mandantschaft legt  
großen Wert auf Diskretion, deshalb würde ich Ihnen die Einzelheiten  
gern persönlich darlegen. Bitte lassen Sie mich wissen,  
wann es Ihnen passen würde.  
Freundliche Grüße, Adam Gold*

Es folgte eine ellenlange Signatur mit den unterschiedlichsten Kommunikationskanälen.

Ich seufzte. Raubkunst.

Raubkunst aufzuspüren, das war nicht zu leugnen, bedeutete mir lange Zeit unendlich viel, war vielleicht das Wichtigste in meinem Leben gewesen. Mit dreizehn oder vierzehn Jahren hatte mich mein Großvater das erste Mal zu einer Kunstaussstellung mitgenommen. Großvater Enno liebte die Kunst, seit er im Zweiten Weltkrieg in Italien stationiert war. Er hatte sich verliebt, in eine Italienerin, so hatte er es mir oft erzählt. Sie war jung, wunderschön und eine Künstlerin. *La bella*, die Schöne, so nannte er sie, und seine Augen wurden feucht, wenn er von ihr sprach. Carla war in der Gegend bekannt, ihre wundervolle Malerei berührte viele. Doch dann bekam mein Großvater von seiner Einheit einen grausamen Auftrag. Er musste ihre Bilder verbrennen, denn sie galten damals als entartete Kunst. Niemals würde er ihr Gesicht vergessen, so erzählte er, ihr Gesicht, als er ihre Werke auf den Scheiterhaufen warf. Es war, als würde er ihr Herz, ihre Seele verbrennen. Carla sprach nie wieder mit ihm. Seitdem widmete Enno sich neben seiner Arbeit als Ingenieur der Suche nach Bildern, die nicht verbrannt, aber aus Gründen verschwunden waren, die der damaligen Politik geschuldet waren. Er wollte wiedergutmachen, was er getan hatte. Dieses Denken hatte sein ganzes Leben bestimmt. Meine Großmutter ließ ihn gewähren, auch wenn sie sich sicher manchmal gewünscht hätte, dass er mehr Zeit mit der Familie verbrachte.

Enno steckte mich schon als junges Mädchen mit seiner Begeisterung für Kunst an, nie vergessend, wie viel Unrecht in der Nazizeit passiert war, das es noch aufzudecken galt. Bei seinen Nachforschungen wurde ich seine Komplizin, seine Assistentin. Ganze Nächte verbrachten wir damit, nach Spuren zu suchen, uns durch Registraturen und Archive zu wühlen, Puzzleteile zu-

sammenzusetzen. Und so studierte ich Kunstgeschichte, wurde zu einer Art Detektivin auf diesem Gebiet, die das aufspürte, was verloren schien.

Doch von dieser Person war nicht viel geblieben. Seit einiger Zeit kam mir mein altes Leben sinnlos vor. In Nordstrand hatte ich eine Rückzugsmöglichkeit gefunden, eine Art Versteck, hoffte dort, diese unglaubliche Traurigkeit in mir, die alles andere überschattete, irgendwann hinter mir zu lassen.

Ich schlüpfte in meine Jacke, legte Frida ihr Halsband um, schnappte mir ihre Leine und öffnete die Haustür.

Der Wind peitschte mir ins Gesicht, und ich hatte Mühe, mich über die Promenade zu kämpfen. Kaum jemand war bei diesem Wetter unterwegs, und ich ärgerte mich, dass ich nicht meinen Friesennerz – die knallgelbe Regenjacke mit den großen Taschen und einer noch größeren Kapuze – angezogen hatte.

»Hallooo!«, hörte ich plötzlich jemanden hinter mir rufen.

Ich drehte mich um. Eine Gestalt, die im Regenmantel, mit Anglerhut, einem Schal und in Gummistiefeln kaum zu erkennen war, stand am Fuße des Deichs und winkte heftig. Ich wischte mir den Regen aus den Augenwinkeln und erkannte Eva, meine Nachbarin.

Eva passte eigentlich nicht ins Dorf. Sie war älter als ich, doch viel unkonventioneller mit ihren bunten Klamotten und ihrem Faible für extravagante Frisuren. Kaum zu glauben, dass sie, die im Nachbardorf aufgewachsen war, die Gegend noch nie für länger verlassen hatte.

»Wat für'n Schietwetter«, rief sie, während sie mir entgegenkam. »Na, mein Flitzpiepe.« Sie beugte sich zu Frida hinab, um sie zu kraulen, danach drückte sie mich fest an ihre opulente Brust. »Herrje, was machst 'n du für 'n Gesicht?«, fragte sie dann und musterte mich prüfend.

Ich zuckte mit den Achseln. »Ach, nur der übliche Alltagsstress«, antwortete ich ausweichend.

»Nee, nee, Mädchen, ich seh dir doch an der Nasenspitze an, dass da was nicht stimmt. Du kommst jetzt mit zu mir auf eine Tasse Tee. Und dann erzählst du mir, was los ist.«

»Aber ...«

»Keine Widerrede. Bei dem Wetter holst du dir ja hier draußen den Tod. Und nicht nur du, sondern auch Frida.« Sie packte mich am Arm und schob mich in Richtung ihres kleinen Reetdachhauses, während Frida hinterhertrötete.

Eva schien gerade gebacken zu haben, denn es duftete schon im Flur herrlich nach Vanille und zerlassener Butter. Nachdem wir unsere nassen Sachen aufgehängt hatten, gingen wir in die gemütliche und warme Küche, in der noch ein uralter Gasofen stand. Eva setzte Teewasser auf und stellte Kandis und einen Teller mit frisch gebackenen Heidesandkeksen auf den Tisch.

»Also, was ist los?«

»Ach, nur ein paar alte Geschichten.« Ich versuchte, gleichgültig zu klingen.

»Willst du darüber sprechen?«, fragte Eva mitfühlend. Sie gehörte zu den wenigen Leuten im Dorf, die von meiner Vergangenheit wussten.

Ich holte tief Luft und erzählte ihr in knappen Worten von der Nachricht, die ich gerade von diesem Anwalt erhalten hatte.

Eva schwieg und goss dampfenden Tee in unsere Tassen.

»Eigentlich sollte inzwischen jeder wissen, dass ich nicht mehr als Kunstwissenschaftlerin arbeite«, erklärte ich.

Eva sagte weiterhin nichts. Dann stand sie auf und holte eine Flasche Friesengeist von der Anrichte und goss zwei Schnapsgläser voll. »Hier, das tut gut. Nich lang schnacken ... du weißt schon.« Wir stürzten den Inhalt der Gläser in einem Zug her-

unter. Zurück blieben ein bitterer Geschmack auf der Zunge und ein warmes Gefühl im Bauch.

Dann erhob sich Eva ein weiteres Mal und holte ein in Leder gebundenes Fotoalbum aus einer Vitrine. Sie schlug die erste Seite auf und zeigte mir ein Bild von sich selbst als junger Frau, Arm in Arm mit einem Mann in Shorts und Hawaiihemd.

»Ist das dein Ehemann?«, fragte ich. Eva hatte mal erzählt, dass sie verheiratet gewesen war, aber ich hatte nie nachgefragt.

»Er *war* mein Ehemann«, korrigierte sie. »Seit zehn Jahren sind wir geschieden. Wir waren ein glückliches Paar, hatten aber auch unsere Schwierigkeiten. Wie das eben so ist.«

»Hm.«

»Nun ja, wir besaßen einen kleinen Laden, ein Schmuckgeschäft in Büsum. Jahrelang schufteten wir, um uns endlich mal einen richtig tollen Urlaub zu gönnen, vier Wochen Sardinien, ohne Arbeit, ohne Stress. Doch einen Tag vor der Abreise hatten wir einen schlimmen Streit, es ging um den Laden und unsere schlechten Einkünfte. Und danach ist er gegangen.«

»Ist er zurückgekehrt?«

»Nein. Er hat mich noch einmal angerufen, da war er schon fast in Süddeutschland, wollte zu Verwandten. Nach Sardinien würde er nicht mitkommen, teilte er mir mit. Auch würde er nie wieder zu mir zurückkehren. Seitdem habe ich ihn nie mehr gesehen.«

»Das tut mir leid.«

»Das war wirklich schlimm. Aber das ist nicht der Grund, warum ich dir das erzähle. Kurz nach der Trennung konnte ich unser Schmuckgeschäft noch nicht einmal mehr betreten, weil mich alles dort an ihn erinnert hat. Ich war so wütend auf ihn, dass ich den ganzen Laden am liebsten kurz und klein geschlagen hätte. Aber dann hab ich mich an die guten Dinge erinnert.

Daran, wie aufregend es war, mit ihm Bernstein in Fassungen zu setzen, wie glücklich ich mich fühlte, wenn wir zusammen Silber polierten oder Rosenquarkugeln zu Armbändern reihten. Ich habe mich an das Schöne erinnert, und das ist mir geblieben. Ich habe das Geschäft zwar später verkauft, aber aus anderen Gründen.«

»Verstehe«, murmelte ich, ohne es wirklich zu tun.

»Vielleicht solltest du über die Anfrage des Anwalts noch einmal nachdenken«, schlug Eva vor, während sie uns Tee nachgoss und hellen Kandiszucker in die Tassen gleiten ließ.

Von draußen war lautes Hundegebell zu hören, und Frida, die sich neben der Tür niedergelassen hatte, gab einen grunzenden Laut von sich.

Ich nahm einen Schluck von dem samtig schmeckenden Tee. »Ich glaube nicht, dass ich schon bereit dafür bin.«

»Nach allem, was du mir berichtet hast, hast du deine Arbeit sehr geliebt. Und man sollte das machen, was man liebt.«

Ich verzog das Gesicht. Ich hatte nicht vorgehabt, darüber zu diskutieren.

»Hör dir wenigstens an, was er zu sagen hat. Vielleicht ist es sowieso eine Nummer zu groß für dich«, meinte Eva und erhob sich, um für Frida eine Bockwurst aus dem Kühlschrank zu holen.

»Eine Nummer zu groß? Ich hab damals den Monet in Rom gefunden. Meinst du, dass es etwas gibt, was größer sein könnte?«

Eva zuckte mit den Schultern und betrachtete schmunzelnd Frida, die das Würstchen mit wenigen Bissen vertilgte. »Keine Ahnung, Romy. Aber du hast die Chance, es herauszufinden.«

Einige Tage waren seit jenem Vormittag vergangen, als ich morgens vom Brummen eines Motors geweckt wurde. Es kam nicht



häufig vor, dass sich ein Auto auf den Kiesweg vor meinem Haus verirrt, denn der Weg war eine Sackgasse und endete ungefähr hundert Meter weiter im Schotter.

Ich kroch aus dem Bett, schlüpfte rasch in Jeans, T-Shirt und Strickjacke und ging ins Wohnzimmer. Ich schaute aus dem Fenster und entdeckte ein Taxi, das direkt vor dem Haus zum Stehen gekommen war. Kurz darauf öffnete sich die hintere Wagentür und ein Mann in einem dunklen Anzug mit Schlips stieg aus. Er trug eine Aktentasche und ging zielstrebig auf meine Haustür zu.

Ein paar Sekunden später klingelte es. Frida peste zur Haustür und gab lautes Gebell von sich. An den schrillen Ton der Klingel hatte sie sich nie gewöhnen können.

»Frida, nein!«, rief ich sie zur Ordnung, aber es war schon zu spät.

Der Mann klopfte bereits an die Milchglasscheibe. »Hallo? Frau Dr. Hauser? Sind Sie da?«, rief er.

Ich zog Frida am Halsband zurück und öffnete die Tür. Der Mann, der vor mir stand, war ungefähr so alt wie ich, drahtig, braun gebrannt und hatte kurze Haare. Zum maßgeschneiderten Anzug trug er ein weißes Hemd. Sein Blick war offen und freundlich.

»Ich suche eine Dr. Romy Hauser. Leider gibt es hier keine Hausnummern. Aber der Taxifahrer meinte, ich wäre richtig.«

Der Mann hatte einen leichten Schweizer Akzent.

Ich räusperte mich. »Ich bin Romy Hauser. Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

»Oh«, sagte der Mann. »Ich hatte gedacht, Sie wären ...«

Ich runzelte die Stirn. »Ja?«

»Ach nichts.« Er schüttelte den Kopf, als würde er sich über sich selbst ärgern, und streckte mir dann entschlossen die Hand

entgegen. »Mein Name ist Adam Gold. Ich hatte Ihnen vor einiger Zeit eine E-Mail geschrieben.«

Ich erwiderte seinen Händedruck. Irgendwie hatte ich gehaut, dass dieser Anwalt nicht lockerlassen würde.

Herr Gold lächelte etwas gequält. »Sie sind wirklich schwer zu finden.«

Ich betrachtete ihn. So von Nahem war er zugegebenermaßen ein attraktiver Mann, dunkle Augen, markantes Gesicht.

»Kann ich hereinkommen? Ist etwas frisch hier draußen.«

Ich warf einen flüchtigen Blick ins Wohnzimmer, das ich seit Wochen nicht aufgeräumt hatte. Dann trat ich einen Schritt zurück, um ihn eintreten zu lassen.

Schnell räumte ich einen Stapel Zeitungen vom Esstisch, fegte mit den Händen ein paar Brotkrümel fort und bot ihm an, sich doch zu setzen. Frida ließ sich mal wieder neben dem Kamin nieder und fing sofort laut zu schnarchen an, während ich in die Küche ging. Ich überlegte kurz, ob ich Kaffee kochen sollte, griff dann aber nur nach einer Flasche Mineralwasser und zwei Gläsern. Herr Gold sollte sich auf keinen Fall zu wohl fühlen.

Als ich ins Wohnzimmer zurückkehrte, hatte er bereits eine Aktenmappe und seinen Laptop auf den Tisch gelegt.

»Schön haben Sie es hier. Sehr ... ruhig.«

Ich stellte ihm ein Glas vor die Nase und setzte mich ihm gegenüber. Ohne auf seine Bemerkung einzugehen, fragte ich: »Also, was kann ich für Sie tun?«

»Ich vermute, Sie haben meine E-Mail erhalten?«

»Das ist richtig, aber ich kann Ihnen darauf keine positive Antwort geben. Tut mir leid, dass Sie den weiten Weg auf sich genommen haben. Aber ich kann Ihnen nicht helfen.«

»Wollen Sie denn gar nicht wissen, worum es geht? Wenn ich Ihnen mehr erzähle ...«

»Das brauchen Sie nicht«, unterbrach ich ihn. »Ich habe mir eine Auszeit verordnet. Derzeit nehme ich keine Aufträge an.«

Er antwortete nicht, sondern schob mir stattdessen eine Akte zu, auf der »Jean-Paul Girard« stand. Aufmerksam musterte er mich, während ich die Akte vorsichtig öffnete und die erste Seite begutachtete. Sofort erkannte ich die dort abgebildete Kopie des berühmten Kunstwerks. Ein Triptychon, ein dreigeteiltes Gemälde, aber kein Altarbild, sondern in einer modernen Version.

Eine junge Frau mit schimmerndem blondem Haar war auf dem ersten Bild zu sehen, mit blutroten Lippen und sehnsüchtigem Blick, die rechte Hand an die Brust gedrückt. Das Pendant von ihr war ein Mann, der mit ausgestrecktem Arm nach etwas greifen will. Beide Bilder waren für sich genommen sehr beeindruckend, sie wirkten so echt, waren so detailgetreu gemalt, und es war, als könnte man als Betrachter den beiden Liebenden mitten in ihre Seelen schauen. Doch hielt man sie nah nebeneinander, ergab sich ein völlig neues Bild. Dann wirkte es, als würde sich die Frau nach dem Mann nicht nur verzehren, sie schien ihm zugleich unglaublich fern zu sein. Erst auf dem dritten Bild hielten sie sich eng umschlungen, so als wollten sie sich nie wieder loslassen. Die Bilder waren sehr realistisch gemalt und hatten doch etwas Romantisches, Verträumtes. Sie erzählten eine ganze Geschichte, in der es neben der Liebe auch um viel Schmerz ging. Vielleicht war das der Grund, warum das Werk zu den bedeutendsten Gemälden überhaupt gehörte. Es ließ sich nicht einer bestimmten Kunstrichtung zuordnen. Es war, als hätte der Künstler ein eigenes Genre erschaffen.

»Die Liebenden von Nizza!«, wisperte ich ehrfürchtig.

»Korrekt. Unser Mandant ist Franzose, und sein Name ist Édouard Fauberge. Er ist achtundachtzig und lebt inzwischen in England. Fauberge hat uns aufgesucht, weil wir uns in der Kanz-

lei auf Raubkunst spezialisiert haben. Alle Partner sind jüdisch und haben ihre ganz eigene Geschichte mit von den Nationalsozialisten ›entzogenen‹ Kunstwerken.« Er machte eine Pause, dann fuhr er fort: »Monsieur Fauberges Eltern waren die Eigentümer der ›Liebenden von Nizza‹. Während des Zweiten Weltkriegs entwendete man ihnen das Triptychon. Zwei der Bilder hängen inzwischen in einem Museum in Nizza. Das dritte ist verschollen. Aber das wissen Sie ja sicher. Sie sind hierzulande schließlich eine der bekanntesten Kunstwissenschaftlerinnen. Sie waren so erfolgreich, dass sogar mein Chef kaum aus dem Schwärmen herauskam, als er von Ihnen erzählte.«

Ich blätterte in der Akte und überflog die zahlreichen Dokumente und Abschriften. Es war lange her, dass ich mich mit solchen Unterlagen beschäftigt hatte. Und doch war ich gleich wieder in meiner eigenen Welt, alles andere verschwand um mich herum.

»Das ist wirklich spannend«, murmelte ich. »Haben Sie schon eine Spur?«

»Leider nicht. Wir stehen noch ganz am Anfang. Es ist alles sehr kompliziert, so viel steht fest.«

»Das kann ich mir vorstellen. Hören Sie, Herr Gold, ich würde Ihnen wirklich gern helfen. Aber ich weiß nicht, ob es der richtige Zeitpunkt ist, ich meine, ich ...«

»Ich verstehe Sie, Frau Dr. Hauser«, unterbrach er mich. »Aber vielleicht könnten Sie sich ja eine Auszeit von der Auszeit nehmen? Man hat Sie uns so wärmstens empfohlen.«

Ich musste schmunzeln. »Sie sind ganz schön hartnäckig.«

»Das gehört zu meinem Beruf.« Er lächelte entwaffnend, und ich bemerkte ein leichtes Kribbeln in der Magengegend, was mich selbst überraschte.

»Na schön.« Ich seufzte. »Ich muss zugeben, dass diese Geschichte sehr reizvoll klingt.«

Das Gesicht von Herrn Gold erhellte sich. »Hervorragend. Ich bleibe für zwei Nächte im Pharisäerhof. Wir könnten uns später treffen, um alles Weitere zu besprechen?«

»In Ordnung.« Ich stand auf und spürte, dass meine Beine leicht zitterten. War ich wirklich schon so weit, mich auf so etwas einzulassen?

Der Pharisäerhof lag direkt am Fischereihafen, ein unscheinbarer Backsteinbau, der eine Renovierung nötig hatte. Das einzig Schöne an dem Hotel war der Wintergarten, in dem sich das Café befand. Dort hatte ich mit Eva schon das eine oder andere Schwätzchen gehalten. Hier saß ich nun etwas nervös an einem Tisch am Fenster mit Blick auf die Fischerboote, die im Wind hin und her schaukelten, und wartete auf Herrn Gold.

Ich hatte den Vormittag damit verbracht, ein Buch über Girards Leben zu lesen, das von seinen Anfängen als bettelarmer Künstler im Süden Frankreichs erzählte, von seiner späteren Ausbildung an der École des Beaux-Arts in Marseille, von seinem riesigen Erfolg in den Dreißigerjahren und von seiner späteren Flucht nach Amerika. Legendär sein Satz: »Wenn wir glauben, wir wären am Ende von etwas angekommen, so stehen wir bereits am Anfang von etwas anderem.« Wie passend, wenn ich an meine derzeitige Situation dachte ...

Kurz darauf trat ein gut gelaunter Herr Gold durch die Tür. Er trug keinen Anzug mehr, sondern Jeans und Pullover.

»Hallo, Frau Dr. Hauser.« Er nahm mir gegenüber Platz. »Wie schön, Sie zu sehen. Ich habe gerade mit unserer Kanzlei in Genf telefoniert. Man ist hocherfreut, dass Sie uns helfen wollen.«

»Moment«, erwiderte ich. »Ich habe eine Menge Fragen.«

»Sicher, sicher.« Herr Gold schmunzelte. »Ich merke schon, Sie halten sich nicht mit Belanglosigkeiten auf.«

Eine weiß beschürzte Kellnerin erschien, und wir bestellten Tee und Butterkuchen.

»Soweit ich das beurteilen kann, muss der ERR involviert sein«, erklärte ich. »Diese Rauborganisation der Nazis hat sich in Südfrankreich Kunstschätze von immensem Wert angeeignet. Und das Auffinden der gestohlenen Werke sowie die Rückgabe an die rechtmäßigen Eigentümer wird mit der Zeit immer schwieriger, vor allem da die meisten Zeitzeugen nicht mehr lange am Leben sind.«

»Das sehe ich nicht anders. Wir stehen vor einer vertrackten Aufgabe. Leider gibt es bislang keine Aufzeichnungen oder Dokumente, die Aufschluss über die damaligen Geschehnisse geben könnten. Und die damalige Eigentumslage ist auch ungeklärt. Im Moment haben wir nichts außer der Aussage unseres Mandanten.«

»Das ist nicht viel«, sagte ich nachdenklich. »Nach meiner Erfahrung muss man vor Ort sein, um mehr in Erfahrung zu bringen. Wir brauchen Zugang zu Archiven, müssen die Museen einbeziehen, uns mit den Protokollen der Auktionshäuser aus der Gegend auseinandersetzen. Die Nazis waren akribisch in dem, was sie taten. Eine genaue Planung und eine exakte Dokumentation ihrer geraubten Schätze gehörten dazu. Das kommt einem heute zugute. Nur: Wir müssen diese Dokumentationen finden.«

Herr Gold musterte mich. »Und genau da liegt das Problem. Der Zugang zu den Archiven ist mehr als schwierig. Wir stoßen bei unseren Anfragen auf Granit. Vor allem das Museum, in dem die beiden Bilder hängen, verweigert genauere Auskünfte.«

»Das ist nichts Neues.« Ich legte die Stirn in Falten. »Ich kenne Museen, in denen noch nicht mal die eigenen Mitarbeiter Zugang zu bestimmten Registraturen haben. Man könnte meinen,

sie hätten etwas zu verbergen – was wohl auch nicht von der Hand zu weisen ist.«

Herr Gold seufzte. »Was wäre also Ihr Vorschlag, Frau Dr. Hauser?«

Ich musste schmunzeln. »Sie können den Titel weglassen. Nennen Sie mich einfach Romy. Meine Empfehlung wäre, diesem Museum einen Besuch abzustatten und den Damen und Herren dort mal auf den Zahn zu fühlen.«

Herr Gold wirkte zufrieden. »So sollten wir unbedingt vorgehen, Romy. Mein Name ist übrigens Adam. Und ich werde gleich alles für unsere Reise nach Nizza veranlassen.«

## KAPITEL II

Nizza, Mai 1915

Charlotte strich sich mit dem Handrücken einige Schweißtropfen von der Stirn. Ihr war warm geworden in dem stickigen Raum, und der penetrante Geruch von Karbol bereitete ihr Unwohlsein. Normalerweise war sie hart im Nehmen, das sagten alle von ihr, aber heute war kein guter Tag. Wahrlich nicht. Sie hatte schlecht geschlafen, beim Frühstück ihren Kaffee auf die neue Tischdecke verschüttet, war zu spät zu ihrer Schicht erschienen und hatte sich eine Standpauke von Babette, der Oberschwester, anhören müssen. Zu allem Übel war ihr auch noch eine Naht ihrer Schwestertracht gerissen, für alle sichtbar an der Schulter.

Der Soldat, den sie versorgte, war sehr jung, vielleicht neunzehn oder zwanzig, kaum älter als sie selbst. Er war vor einigen Tagen schwer verletzt aus dem Norden nach Nizza transportiert worden, und die Bettdecke warf nun traurige Falten dort, wo einst sein linkes Bein gewesen war. Vorsichtig tupfte sie ihm die fiebrige Stirn ab und injizierte ihm eine Dosis Morphium. Er stöhnte im Schlaf, und sie zog die Decke behutsam über seine Brust.

Dann sah sie nach den anderen Patienten im Zimmer, erneuerte Verbände, verabreichte Schmerzmittel, spülte Wunden und tamponierte sie aus, schenkte den Männern ein aufmunterndes Lächeln. Anschließend trug sie die Ergebnisse der Puls- und Temperaturmessungen und ein »V« für Verbandswechsel fein



säuberlich in die Kopftafeln ein, die über dem Bett jedes Patienten angebracht waren. Dort waren auch Name, Dienstgrad und der Tag der Einlieferung vermerkt. Viele der Verwundeten waren schon länger im Lazarett, sie kannte deren Berichte von der Front, das grausame Geschehen dort, das Blutvergießen. Aber sie erzählten auch von ihrer Heimat, ihren Familien, Kindern, Ehefrauen, Freunden. Für manche war es allein der Gedanke an ihre Liebsten, der sie in dunkelsten Zeiten am Leben erhielt.

Charlotte verließ das Zimmer und zog leise die Tür hinter sich zu. Sie lehnte sich an die kühle Wand im Flur, schloss die Augen und atmete tief durch. Sie schrak auf, als jemand sie sanft an der Schulter berührte.

Es war Francine. »Ist alles in Ordnung?«, fragte ihre Freundin mit sanfter Stimme.

»Ja. Es ist nur etwas viel heute. Du kennst ja diese Tage.« Charlotte seufzte.

»Natürlich. Komm, wir gehen kurz raus, frische Luft schnappen.«

Francine hakte sich bei Charlotte unter, gemeinsam liefen sie die weitläufige Treppe des Hotels Negresco hinab, das seit Beginn des Krieges zu einem Lazarett umfunktioniert worden war. Fast täglich trafen Transporte mit Verwundeten aus dem Norden ein. Das Leid, das sie in den letzten Monaten zu sehen bekommen hatte, übertraf alles, was sie sich in ihren schlimmsten Alpträumen hätte vorstellen können.

Zum Glück hatte Charlotte in den anderen Krankenschwestern wahre Freundinnen gefunden. Allen voran Francine, die mit ihrer ruhigen Art schon seit ihren ersten Tagen im Lazarett zu Charlottes engsten Vertrauten gehörte. Sie war eine Erscheinung, wunderschön mit ihrem feuerroten Haar, den grünen Augen und dem Teint, der sie an glatte Eierschalen erinnerte.

Charlotte und Francine setzten sich auf die Stufen vor dem Hotel. Die Promenade des Anglais lag vor ihnen, die weitläufige Prachtstraße, auf der vor einem Jahr noch die Damen und Herren der feinen Gesellschaft in ihrer eleganten Kleidung mit ihren Sonnenschirmen und breitkrempigen Hüten flaniert waren, um die Sommerfrische der Côte d'Azur zu genießen. Schwarz glänzende Pferdekutschen zogen damals vorbei, und die zahlreichen Cafés waren voller Gäste. Die Fassaden der Gebäude an der von Palmen gesäumten Promenade waren imposant und prächtig gewesen, ihre Eingangstüren mit den goldenen Messingklopfern, den roten Teppichen und Ziergittern erinnerten an Schlösser und Paläste. Doch seit Ausbruch des Großen Krieges hatte Nizza viel von seiner betörenden, unschuldigen Schönheit verloren. Die pompöse Stadt mit ihren schillernden Hotels, Casinos und Restaurants, in denen die gekrönten Häupter und reichen Aristokraten – die Bourgeoisie – unter üppigen Kronleuchtern ihre Ferien verbrachten, hatte nun etwas Gespenstisches, Düsteres. Marschkolonnen und Kavallerie beherrschten die Gassen, und aus den Cafés und Lokalen waren eintönige Militärmärsche zu hören. Das Centre de Recrutement Militaire an der Rue Palermo war zum Zentrum der Stadt geworden, ein Ort, der eine unheimliche Atmosphäre verbreitete. Frauen berichteten sich auf den Marktplätzen gegenseitig von dem, was sie von ihren Männern oder Söhnen erfuhren, die zur Front geschickt worden waren, von grauen Kriegsschiffen, die von Toulon aus in die Schlacht ausliefen, von verletzten oder gefallenen Soldaten, getroffen von Bajonetten oder Granatsplittern.

Das Rauschen des Meeres drang zu ihnen, und Charlotte spürte, wie sie sich langsam etwas entspannte.

»Ich frage mich, wann endlich die Lieferungen vom Roten Kreuz eintreffen. Karbol und Morphinum werden knapp. Und wir

brauchen neue Decken, Spritzen und Verbandszeug«, sagte Francine in ihr Schweigen hinein. Sie hatte sich ein helles Tuch wie einen Turban um den Kopf geschlungen, was an die Kopfbedeckung einer griechischen Göttin erinnerte.

»Ich weiß. Aber wir sind nicht das einzige Lazarett in der Gegend. Balmoral und L'Hermitage haben sicher das gleiche Problem«, erwiderte Charlotte. Viele gediegene Hotels waren zu Lazaretten umfunktioniert worden. Inzwischen hatten auch die Besitzer des Grand Hotel im nahen Menton sowie des Le Regina und Le Winter ihre Räumlichkeiten dem Militär zur Verfügung gestellt.

Francine seufzte. »Ich wünschte, dieser verdammte Krieg würde endlich enden.«

Charlotte nickte. Auch sie sehnte sich danach, nicht mehr in der Nacht von Alpträumen geplagt aufzuwachen, nicht mehr von den schmerz erfüllten Schreien verwundeter Männer verfolgt zu werden.

»Als ich herkam, da hatte der Krieg gerade begonnen. Niemand ahnte damals, wie schlimm es noch werden würde«, sagte Charlotte.

»Es war sehr mutig von dir, allein als junge Frau nach Nizza zu gehen. Ich hätte mich das nicht getraut.«

»Ich hatte eigentlich keine andere Wahl. Meine Großmutter war ebenfalls Krankenschwester, 1870, im Krieg gegen die Deutschen. Sie war meine engste Vertraute. Und sie hat mir viel über ihre Arbeit erzählt.« Charlotte hielt inne. Die Erinnerung an ihre geliebte Großmutter Valerie ließ sie kurz erschauern. Valerie war kurz vor Ausbruch des Großen Krieges gestorben, und es war Charlotte wie ein Zeichen vorgekommen, in ihre Fußstapfen zu treten. Nie würde sie den Tag vergessen, als verkündet wurde, dass Krieg sei, an die Bekanntmachungen des Kriegsministeriums, die

überall aufgehängt wurden. Alle tauglichen Männer wurden zu den Waffen gerufen, mit sofortiger Wirkung. Überall herrschte eine gedrückte Stimmung, niemand schien so recht zu wissen, was er davon zu halten hatte. Sie selbst war einige Wochen nach Kriegsbeginn nach Nizza aufgebrochen, hatte ihr früheres, wohlbehütetes Leben in ihrer Heimat, einem kleinen Ort in der Provence, zurückgelassen. Ihre Mutter hatte gezetert und geschimpft und sie vor den Gefahren in Nizza gewarnt, doch ihr Vater hatte sie ziehen lassen. Er wusste, dass sie stur sein konnte, stur wie er selbst, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte. Dafür war sie ihm unendlich dankbar. Die Ausbildung war hart gewesen, in kürzester Zeit hatte sie alles über Morphin, Scopolamin und Procain gelernt, über deren Wirksamkeit und wie man sie verabreichte. Man zeigte ihr und den anderen jungen Frauen, wie man Ärzten assistierte und Operationen vorbereitete, und sie erfuhren alles über die Wundversorgung und wie man Injektionen und Infusionen legte. Die Tätigkeit war anstrengend und kräftezehrend, aber sie war glücklich, denn das, was sie tat, erfüllte sie.

»Charlotte? Wo bist du mit deinen Gedanken?« Francine musterte sie kritisch.

»Entschuldige, was hast du gesagt?«

»Ich habe dich gefragt, ob du Lust hast, Aimée und mich später ins Café du Jardin zu begleiten. Ein bisschen Ablenkung tut uns allen gut.«

»Ich weiß nicht. Mir ist heute nicht danach.«

»Ach, nun hab dich nicht so.« Francine knuffte sie in die Seite.  
»Das wird lustig.«

»Na schön.« Charlotte seufzte. »Vielleicht hast du recht. Manchmal muss man sich einfach einen Ruck geben.«

Das Café du Jardin lag an einem Marktplatz, auf dem Gaukler ihre Späße trieben und Händler ihre Waren feilboten. Ein Springbrunnen aus Stein sprudelte in der Mitte fröhlich vor sich hin, und ein paar Kinder spielten davor ein Hüpfspiel. Vor dem Café standen Tontöpfe mit weißen Orchideen, gelben Bougainvilleen und rosa Margeriten, und die große Fensterfront wirkte einladend und gemütlich. Fast schien es, als wäre die Zeit hier stehen geblieben, die Schrecken des Krieges waren weit entfernt. Hier konnte sich die Seele für ein paar Stunden erholen.

Francine, Aimée und Charlotte betraten das Café. Es duftete herrlich nach frisch gebrühtem Kaffee und Kuchen. Sie setzten sich an einen freien Tisch am Fenster, und sofort fing Aimée an, von den Erlebnissen ihres Tages zu berichten. Aimée war mit Abstand die lauteste und fröhlichste der Freundinnen, hatte stets einen flotten Spruch auf den Lippen, lachte und schäkerte gern. Ihr rundes Gesicht mit den blitzenden blauen Augen umrahmte ein wilder Lockenkopf. Trotz ihrer fröhlichen Art war sie aber auch verletzlich und einfühlsam, und die Erlebnisse im Lazarett nahmen sie mehr mit, als sie sich anmerken ließ. Aber diese Seite an ihr kannten nur ihre engsten Freundinnen.

Sie bestellten Limonade und Pissaladière, einen besonderen Zwiebelkuchen, und schwatzten über dieses und jenes, die neuesten Gerüchte, die Liebeleien anderer Krankenschwestern. Es tat tatsächlich gut, sich einmal nicht über Kummer und Leid Gedanken zu machen.

Das Café war ein beliebter Treffpunkt. Die Besitzerin, Madame Roux, schätzte die Kunst, und sie war bekannt dafür, in ihren Räumen neue Werke zu zeigen. Vor allem junge Künstler aus der Gegend, die sie fördern wollte, stellte sie aus, und viele von ihnen waren Stammgäste bei ihr. Madame Roux selbst war eine imposante Erscheinung, die ihre runden Hüften mit bunten wallen-

den Gewändern kaschierte, klirrende Armreifen trug und so laut lachen konnte, dass ihr ganzer Körper bebte.

»Seht mal, da ist Julie.« Aimée deutete mit dem Kopf zur Theke, wo eine junge Frau in einem Seidenkleid Platz genommen hatte. Ihre Füße steckten in schicken Riemchenpumps und ihr Haar lag in Wasserwellen, so wie die Frauen in Paris es neuerdings bevorzugten.

»Die hat sich aber herausgeputzt«, raunte Francine. »Weiß sie überhaupt, dass wir uns mitten im Krieg befinden?«

»Eigentlich sollte sie das.« Aimée spitzte die Lippen. »Aber vielleicht haben die drüben im Balmoral andere Sitten.« Auch Julie war Krankenschwester, allerdings in einem anderen Lazarett.

»Nun seid doch nicht so gemein!«, meinte Charlotte. »Julie ist gar nicht so übel. Sie kann sogar sehr nett sein. Und klug ist sie auch!«

»Pah!«, machte Aimée, hatte aber kurz darauf schon jemand anderen im Visier. Lucien, der gerade das Café betreten hatte. Lucien war Fischer, hochgewachsen und kräftig und Aimées großer Schwarm. Sie geriet stets in Verückung, sobald er auftauchte, wurde aber gleichzeitig zu dem schüchternsten Wesen auf Erden.

»Du solltest ihn ansprechen«, bemerkte Francine. »Wenn du ihn immer nur aus der Ferne anschmachtet, wird das nie was.«

»Und was soll ich bitte schön sagen? Ich heiße Aimée und bin verliebt in dich?«

Charlotte musste kichern. »Das wäre doch gar nicht schlecht! Dann könnt ihr euch all das Geplänkel ersparen!«

»Oh ja! Eine hervorragende Idee!« Francine kicherte ebenfalls.

»Macht euch nur lustig. Seid erst mal selbst richtig verliebt!«

Charlotte schüttelte entschieden den Kopf. »Ich verliebe mich

nicht. Auf keinen Fall. In all diesem Elend könnte ich mich nie verlieben. Niemals.«

Aimée lächelte wissend. »Warten wir's ab.«

Inzwischen hatte Lucien sich zu seinen Freunden gesellt, Bootsjungen und Fischern, die noch nicht eingezogen waren und an einem der Tische Karten spielten. Charlottes Blick schweifte dann zu Julie, die sich mit Madame Roux unterhielt, während diese Gläser trocknete. In einer Ecke diskutierten zwei junge Künstler, deren Namen Charlotte vergessen hatte, mit Philippe, dem kleinen Hutmacher mit dem mausartigen Gesicht aus der Rue Trachel.

»Habt ihr gehört, dass unsere Oberschwester Babette aufhören will?«, fragte Aimée.

»Wo hast du das denn her?« Charlotte war immer wieder überrascht, was Aimée bei der Arbeit so alles aufschnappte.

»Nun, sie hat es mir selbst erzählt. Sie sagt, sie leide an Rheuma und könne sich manchmal kaum noch bücken.«

»Das tut mir leid. Sie ist zwar so streng, dass ich sie manchmal verfluchen könnte, aber sie lebt für ihre Arbeit«, meinte Francine.

Sie alle schätzten Babette, die sie im letzten Jahr zu Krankenschwestern ausgebildet hatte und ihnen stets mit Rat und Tat zur Seite stand.

»Tja, die Frage ist nun, wer ihre Nachfolgerin wird!«, verkündete Aimée. »Die Oberschwester meinte, sie hätte schon jemanden im Auge.«

»Und wen?«, fragte Francine neugierig.

»Das hat sie mir leider nicht verraten. Aber ich kann's mir denken.« Aimée zwinkerte mit den Augen.

»Na, mit deinen Vermutungen liegst du ja leider nicht immer richtig.« Charlotte grinste und nippte an ihrer Brause. »Schließ-

lich wolltest du uns schon mal weismachen, dass Babette vorhätte, einen reichen Aristokraten zu heiraten.«

»Aber das habe ich wirklich gehört!«

»Was du nicht alles hörst.«

Alle drei lachten, wurden aber wenig später von Madame Roux unterbrochen, die an ihren Tisch getreten war. »Habe euch lange nicht gesehen, Mädchen«, sagte sie. »Habt wohl viel zu tun, oder?«

Sofort war die ungezwungene Stimmung verfliegen. Jede von ihnen dachte an das Lazarett, und das ließ dunkle Wolken aufziehen.

Madame Roux schien zu merken, was ihre Äußerung bewirkt hatte. »Es tut mir leid. Ihr kommt ja sicher nicht her, um über eure Arbeit zu sprechen. Kann ich euch etwas zu trinken ausgeben?«

»Das lassen wir uns nicht zweimal sagen!«, rief Aimée, und einige Minuten später standen drei bis oben hin gefüllte Schnapsgläser vor ihnen. Charlotte kippte den Inhalt hinunter, verzog das Gesicht und musste fürchterlich husten. Der Anisschnaps brannte in ihrer Kehle.

Kurz danach erhob sie sich, um die Waschräume aufzusuchen, die sich hinter der Theke befanden. Aus der Küche wehte ein Geruch von gegrilltem Fisch und gebratenem Gemüse zu ihr.

Madame Roux schien neue Gemälde aufgehängt zu haben, einige Bilder kannte Charlotte noch nicht. Sie blieb stehen, um ein Kunstwerk zu betrachten, das sie irgendwie berührte. Auf ihm war eine junge Frau zu sehen, an einem Piano sitzend, den Betrachter melancholisch anblickend. Charlotte war so vertieft in das Bild, wurde so von ihm gefangen genommen, dass sie gar nicht bemerkte, wie jemand neben sie trat.

»Es ist faszinierend, nicht wahr?«, sagte eine Männerstimme.



Sie klang tief und warm und hörte sich auf eine seltsame Weise vertraut an. Charlotte drehte den Kopf und betrachtete den Mann, der neben ihr stand. Er war etwas größer als sie, kaum älter, hatte kurzes Haar, ein Grübchen im Kinn und trug die horizontblaue Felduniform des französischen Heers. Sein Blick war fast etwas frech, und sie hätte wetten können, dass er ihr kurz zugezwinkert hatte. Sie spürte, wie sie rot wurde, und konzentrierte sich schnell wieder auf das Bild.

»Ja, ein sehr schönes Gemälde«, bestätigte sie. Ihre Stimme hörte sich heiser an, aber das schien er gar nicht zu bemerken.

»Der Künstler ist ein Freund von mir. Er sitzt dort hinten.« Er deutete hinter sich, wo einige junge Soldaten über Krügen mit Bier saßen und feixend in ihre Richtung zeigten.

»Sie benehmen sich wie die Kinder«, bemerkte er kopfschüttelnd. »Verzeihen Sie, Mademoiselle.«

»Ich muss leider weiter«, erwiderte Charlotte hastig und wandte sich zum Gehen. »Meine Freundinnen fragen sich sicher schon, wo ich bleibe.«

»Warten Sie.« Er hielt sie sanft am Arm fest. »Ich kenne ja noch nicht mal Ihren Namen.«

Sie zögerte. »Charlotte. Charlotte Seydoux.«

Er ergriff ihre schmale Hand und schüttelte sie kräftig. »Ich bin Henri. Henri Fauberge. Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

Sie entzog ihm ihre Hand, drehte sich auf dem Absatz um und ging zurück zum Tisch, an dem Francine und Aimée warteten. Die Waschräume waren vergessen.

»Wer war denn das?«, wisperte Aimée und reckte den Kopf, um besser den Tisch mit den jungen Soldaten sehen zu können.

»Jetzt schau nicht so auffällig hin«, zischte Charlotte. »Irgend- ein Soldat. Was weiß denn ich.«

»Hm, hm.« Aimée zog skeptisch die Augenbrauen nach oben und schmalzte mit der Zunge. »Wenn es nur irgendein Soldat war, warum bist du dann rot wie ein Puter?«

»Stimmt doch gar nicht!«

»Nun ja, ein bisschen nervös wirkst du schon«, mischte Francine sich ein.

»Jetzt fang du nicht auch noch an!« Charlotte griff nach einem der frisch gefüllten Schnapsgläser, kippte seinen Inhalt in einem Zug herunter und schüttelte sich.

»Und wolltest du nicht eigentlich die Waschräume aufsuchen?«, erkundigte sich Francine, woraufhin Charlotte ihr einen warnenden Blick zuwarf.

»Seht nur, Julie sitzt immer noch allein am Tresen«, wechselte Charlotte schnell das Thema. »Sollten wir sie nicht zu uns bitten?«

»Weiß nicht«, maulte Aimée. »Sie ist doch selbst schuld, wenn keiner sie mag.«

»Wo bleibt deine gute Kinderstube, Aimée?«, ermahnte Charlotte sie, war aber letztlich froh, dass sie nicht mehr im Schussfeld ihrer Freundinnen war. Die Begegnung mit diesem Henri hatte sie doch ein wenig verwirrt.

Sie stand auf und ging schnurstracks zu Julie hinüber, die mit übereinandergeschlagenen Beinen am Tresen saß. Aus den Augenwinkeln bemerkte Charlotte, wie Henri sie von seinem Platz aus beobachtete.

»Hallo, Julie«, sagte sie freundlich.

»Hallo, Charlotte.« Julie lächelte nicht minder freundlich. Charlotte hatte sich nie erklären können, warum Aimée und Francine sie nicht mochten. Hinter Julies spröder Fassade versteckte sich eine selbstbewusste junge Frau, mit der sie im Café schon das eine oder andere Mal interessante Gespräche geführt hatte.

»Möchtest du dich zu uns setzen?«

»Lieber nicht.« Julie schüttelte den Kopf. Charlotte fiel auf, dass ihre Augen leicht gerötet waren, als hätte sie geweint. »Ich bin heute keine fröhliche Gesellschaft.«

Charlotte schob einen Hocker neben Julie. »Ist etwas passiert? Möchtest du es mir erzählen?«

Julie knetete ihre Finger im Schoß. Sie war blass und wirkte müde. »Es geht um meine Mutter. Sie leidet schon seit Jahren unter Melancholie. Niemand weiß, was dahintersteckt, keiner kennt eine Therapie. Es ist schrecklich.«

Charlotte strich ihr behutsam über den Arm. Sie kannten sich nicht gut, aber sie spürte, dass Julie Trost brauchte. Und dass sie niemanden hatte, dem sie sich anvertrauen konnte. »Das tut mir sehr leid.«

»Der Bruder meiner Mutter ist bei Lens gefallen. Wir haben es vor einigen Tagen erfahren. Seitdem spricht sie kein Wort mehr, verlässt ihr Zimmer kaum noch, isst nicht mehr. Mein Vater sagt, wenn es so weitergeht, müssen wir sie bald in ein Spital bringen.«

»Oh nein. Das ist ja furchtbar, Julie. Kann ich dir irgendwie helfen?«

»Das ist lieb von dir, aber da muss ich allein durch.« Dann sah sie erschrocken auf. »Aber du musst mir versprechen, dass du niemandem davon erzählst, ja? Meine Familie möchte nicht, dass irgendjemand davon erfährt.«

»Natürlich. Ich verspreche es.« Charlotte drückte Julie in einem plötzlich aufkommenden Gefühl der Verbundenheit fest an sich. Sie wusste, was es hieß, Geheimnisse in der Familie zu haben. Schließlich hatte ihr eigener Vater zwei Jahre vor Ausbruch des Krieges erhebliche Schulden angehäuft, doch nach außen hatten sie weiterhin so tun müssen, als wäre alles in Ord-

nung. Am Ende hatte er seine Firma, ein einst florierendes Textilunternehmen, verloren, und sie alle standen vor dem Nichts. Seitdem hielt ihre Mutter die Familie mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser.

»Wenn ich etwas tun kann, sag es mir bitte, ja?«, bemerkte sie eindringlich.

»Danke, Charlotte.«

Während sie zurück zu ihren Freundinnen ging, spürte sie erneut Henris Blick auf sich. Doch es fühlte sich nicht unbehaglich an, im Gegenteil. Es war, als hätte er nur Augen für sie, und das gefiel ihr.

Zu ihrer Überraschung hatten sich Lucien und einer seiner Freunde gerade zu Aimée und Francine gesetzt. Sie trugen Schiebermützen, schmutzige Unterhemden und ausgeleierte Hosen, und ihre zerknitterten Gesichter zeugten von einem Leben, in dem ihnen nichts geschenkt worden war. Sie schufteten im Hafen oder in einer der Stahlfabriken am Rande der Stadt und hatten etwas Ungehobenes, Rohes an sich, was Charlotte zu Beginn etwas Angst gemacht hatte. Doch inzwischen hatte sie gemerkt, dass Lucien und seine Freunde das Herz am rechten Fleck hatten. Einmal hatten sie sie vor aufdringlichen Bauern gerettet, die sie im Café du Jardin belästigt hatten, und obwohl ihre Sprache derb war, gefiel es Charlotte, dass sie nicht um den heißen Brei herumredeten, wie so viele andere es taten.

Lucien erzählte gerade von seiner Arbeit, ihre Löhne waren gekürzt worden, und dagegen wollten sie aufbegehren. Er rauchte, während er sprach, eine ganze Zigarette, ohne sie nur einmal aus dem Mund zu nehmen.

»Na ja, vielleicht spielt es auch alles keine Rolle mehr. Wir werden an der Front sowieso bald zu Frischfleisch verarbeitet«, beendete Lucien seinen Bericht.

Aimée wurde schneeweiß im Gesicht. »Du musst an die Front?«, wisperte sie.

Lucien lachte rau. »Aber natürlich, Schätzchen. Alle Männer müssen das früher oder später. Das weißt du doch.«

»Jeder Mann wird zu den Waffen gerufen. So hieß es schon bei Ausbruch des Krieges«, fügte Luciens Freund hinzu. »Wir können uns nicht länger entziehen. Die brauchen Männer wie uns. Starke, wütende Männer.«

Aimée war noch immer kreidebleich. »Verstehe«, flüsterte sie, und man merkte, dass sie mit den Tränen kämpfte.

Charlotte drehte sich so unauffällig wie möglich um. Dort saß Henri weiterhin inmitten seiner Freunde. Als sie zu ihm schaute, trafen sich ihre Blicke für einen Moment, und ein unbekanntes kribbelndes Gefühl durchzuckte sie.

Sie blieben noch lange im Café du Jardin und brachen erst auf, als die schwarze Nacht sich über Nizza gelegt hatte. Aimée kam nicht mit in das kleine Apartment in der Rue Dabray, das sie sich zu dritt teilten, sie blieb an Luciens Seite. Francine und Charlotte hielten sie nicht davon ab. Wer wusste schon, wie viel Zeit Aimée und Lucien noch blieb.

Charlotte fühlte sich in den Tagen darauf auf seltsame Weise verändert. Die Begegnung mit dem Fremden im Café du Jardin hatte ein neues Empfinden in ihr ausgelöst, sie ertappte sich dabei, an sein freches Lächeln zu denken, an seine unverblümte Art. Und an seinen Blick, den sie einfach nicht aus ihrem Kopf bekam.

Doch er war ein Soldat. Er würde an die Front müssen, früher oder später. Vielleicht war er es sogar schon. Sie sollte ihn also lieber schnell vergessen. Und außerdem – hatte sie ihren Freundinnen nicht gesagt, sie würde sich nicht verlieben?

## KAPITEL III

Nizza, April 2019

Unser Flug ging am nächsten Tag in aller Frühe. Ich hatte schnell einige Sachen zusammengepackt und Frida bei Eva untergebracht, die es sich nicht verkneifen konnte, mich nach dem attraktiven Anwalt auszufragen, mit dem sie mich im Café des Pharisäerhofs gesehen hatte.

Am Hamburger Flughafen war es selbst so früh am Morgen schon laut und hektisch, und ich war froh, als wir eingeecheckt hatten und in der Maschine saßen. Adam hatte mir die Akte gegeben, die ich während des Fluges aufmerksam las. Obwohl ich überzeugt war, dass es kaum etwas gab, das ich nicht über Jean-Paul Girard und seine Werke wusste, erfuhr ich tatsächlich einiges Neues, zum Beispiel, dass der Künstler im Exil einen kleinen Buchladen geführt hatte.

Ich war so vertieft in die Akte gewesen, dass ich es kaum bemerkte, als wir in Nizza landeten. Wir verließen das Flughafengebäude, und ich blieb stehen, um die warme Frühlingsluft an der Côte d'Azur zu genießen. Was für ein Unterschied zu meinem kleinen norddeutschen Dörfchen! Ein leuchtend blauer Himmel, der leicht salzige Duft des nahen Meeres, die samtene, seidige Luft. Wie im Paradies.

Adam mietete einen kleinen Renault, und bald darauf brausten wir über die Landstraße. Er war ein ziemlich rasanter Fahrer, und ich hielt mich ab und zu demonstrativ am Haltegriff an der Tür fest.

»Keine Angst. Ich habe schon mit zwölf Autofahren gelernt«, erklärte er, ohne den Blick von der Straße abzuwenden. »Von meinem Onkel. Der war Rennfahrer.«

»Ich weiß nicht, inwiefern mich das beruhigen soll«, murmelte ich und beobachtete, wie Adam uns durch den wahnsinnigen Stadtverkehr von Nizza manövrierte.

»Merde!«, fluchte er plötzlich. Ein Peugeot mit verbeultem Kotflügel hatte ihm die Vorfahrt genommen, und Adam drückte mehrmals auf die Hupe.

Ich beobachtete ihn amüsiert von der Seite. »Wusste gar nicht, dass Anwälte so fluchen können.«

»Das? Das war doch kein Fluchen! Außerdem gehört Fluchen quasi zur Hauptbeschäftigung von Anwälten.«

»Kunstwissenschaftlerinnen wissen noch nicht einmal, was Fluchen bedeutet.«

»Ach ja?« In Adams Augen funkelte es. »Du solltest wirklich keinen Anwalt anlügen, Romy. Das kann teuer werden.«

»Das glaub ich dir aufs Wort.« Es störte mich nicht, dass er das »Du« benutzte, ganz im Gegenteil. Es war schön. Und auch mir kam es leicht über die Lippen.

Er fluchte und schimpfte weiter. Das Bild des beherrschten und stets akkuraten Anwalts hatte sich bislang nicht bestätigt. Ich mochte das.

»Ich habe uns in einer kleinen Pension in der Altstadt von Nizza untergebracht«, erklärte Adam, während er in eine Seitengasse abbog.

Die Altstadt von Nizza gefiel mir; ein Labyrinth aus engen Gassen, geheimnisvollen Durchgängen und Plätzen mit Brunnen und Wasserspielen. Die Häuser mit den ockerfarbenen und blutroten Fassaden wirkten wie aus ferner Zeit, und die weiß-blau gestreiften Markisen vor einigen Eingängen, unter denen Aus-

lagen mit prallen Auberginen, tiefroten Tomaten und goldgelben Zitronen lagen, versprühten den typischen Mittelmeer-Charme. Wir holperten einige hundert Meter über Kopfsteinpflaster und kamen schließlich vor einem schmalen Haus mit schieferm Dach zum Stehen. Adam quetschte sich in eine winzige Parklücke, und ich hätte schwören können, dass er dabei die Stoßstange des hinter uns stehenden Fahrzeugs nicht nur touchiert hatte. Aber sei's drum.

Der Eingangsbereich der Pension war so niedrig, dass Adam den Kopf einziehen musste, um eintreten zu können. Eine ältere rundliche Frau mit altmodischer Dauerwelle stellte sich als Camille vor und drückte uns zwei Schlüssel in die Hand. Wir folgten ihr über eine schmale Holzterrasse in die obere Etage. Von unten, aus der Küche, roch es verführerisch nach gebratenem Fisch. Ich spürte, wie mein Magen knurrte, kein Wunder, denn seit dem Morgen hatte ich nichts mehr gegessen. Inzwischen war es schon später Nachmittag.

Camille öffnete die Türen zu zwei nebeneinanderliegenden Zimmern.

Ich war begeistert. Das war eines der schönsten und gemütlichsten Zimmer, das ich je gesehen hatte. Ein großes schmiedeeisernes Bett, ein wunderschöner Bauernschrank aus heller Eiche, eine weiße verschnörkelte Vintage-Kommode, ein Sekretär im gleichen Stil, vor dem sich ein hübsch verzierter Stuhl befand, hellblaue Vorhänge, die sich vor dem leicht geöffneten Fenster im Wind bewegten.

Ich warf Adam, der in der Tür zum anderen Zimmer stand, einen anerkennenden Blick zu. »Das ist traumhaft.«

»Und es wird noch besser.« Er schmunzelte. »Sieh mal aus dem Fenster.«

Ich ging ein paar Schritte in den Raum hinein und spähte



nach unten. Im Innenhof entdeckte ich mehrere Tische und Stühle, Leute hatten dort Platz genommen und aßen und tranken. Knallgelbe Sonnenschirme spendeten wohlthuenden Schatten. Zwischen ihnen waren große Töpfe mit leuchtenden Bougainvilleen, Lavendel und blühenden Rosen aufgestellt. Weiße Clematis rankte sich an den Hauswänden empor, fast bis hinauf zu meinem Zimmer.

Ich drehte mich zu Adam um.

»Ich hole dich in einer Stunde zum Essen ab, wenn das in Ordnung ist«, sagte er.

»Eine hervorragende Idee.«

Ich beschloss, eine Dusche zu nehmen und dann meine Eltern anzurufen. Seit der Tragödie von damals telefonierten wir immer am 20. eines Monats. Denn es war an einem 20. passiert, und wahrscheinlich half es uns einfach, an diesem Tag miteinander zu sprechen. Am Anfang war es mir schwergefallen. Unsagbar schwer. Meistens hatten wir nur geweint. Und ich hatte mich schuldig gefühlt. Erst mit der Zeit wurde es besser. Wir redeten wieder mehr miteinander, erinnerten uns gemeinsam.

»Hallo Romy«, meldete sich meine Mutter.

»Wie geht es dir?«, fragte ich behutsam.

Kurz war es still in der Leitung. Dann räusperte sich meine Mutter. »Es geht schon. Und wie geht es dir, Romy?«

»Ich bin in Nizza«, erzählte ich, ohne auf ihre Frage einzugehen, anschließend berichtete ich ihr kurz von meinem neuen Auftrag.

»Das ist schön«, sagte meine Mutter, als ich geendet hatte. »Es ist gut, dass du wieder arbeitest. Dein Vater und ich freuen uns darüber. Und Lara ...« Sie hielt inne. »Lara hätte sich auch gefreut. Sie war immer so stolz auf dich.«

Ich musste schlucken. »Und ich war mindestens genauso stolz auf sie.«

Meine ältere Schwester war der Sonnenschein der Familie gewesen. Fröhlich, anpackend, mutig. Sie war eine erfolgreiche Konditorin gewesen, berühmt für ihre ausgefallenen und manchmal sogar waghalsigen Kreationen. Ihre Hochzeitstorten waren im ganzen Land bekannt gewesen.

»Wir waren heute am Grab«, erzählte meine Mutter. »Es war an der Zeit.«

»Oh.« Ich war seit Monaten nicht dort gewesen und schämte mich augenblicklich.

»Und wir hatten Besuch von Jonathan.« Man merkte meiner Mutter an, dass sie um Worte rang. Seit Laras Tod vor zwei Jahren war alles anders, sie war so plötzlich aus unserem Leben gerissen worden, dass wir Zeit brauchten, um überhaupt zu begreifen, dass sie uns nie wieder mit ihrem unverwechselbaren Lachen anstecken würde. Sie war für immer fort. Meine engste Vertraute, mein Licht im Dunkeln.

»Wie geht es Jonathan denn?«, fragte ich. Er war Laras letzter Freund gewesen, ein netter Kerl, der sie geliebt hatte.

»Er hat jemanden kennengelernt, das wollte er uns persönlich sagen. Wir haben ihm gesagt, es sei gut, wenn er nach vorne schaut und weitermacht. Er kann nicht ewig trauern.« Meine Mutter schnäuzte sich laut. Sie hatte den Kampf gegen die Tränen offensichtlich verloren.

»Ja. Wir müssen alle weitermachen«, bekräftigte ich, und es klang, als müsste ich es mir selbst einreden. »Hör zu, wegen deines Geburtstags ...«

»Ich weiß, Romy. Du musst nichts sagen. Es ist gut, dass du wieder arbeitest. Meinen Geburtstag feiern wir nach, wenn du zurück bist.«

